

Flüchtlingspolitik

Mitten in Europa: Das Leben im Zeltlager von Rosarno

Es ist schwülheiß. Fliegen summen in der Luft. Zum Schutz vor der glühend heißen Sonne sitzen wir unter einer Plastikplane auf kaputten Autositzen. Neben mir bereitet Ibrahim¹ Tee zu. Der Tee wird mehrfach aus großer Höhe von einem Glas ins andere gefüllt bis sich eine Schaumschicht gebildet hat. Die anderen fünf Männer reden wenig und spielen viel an ihren Handys herum. Vor uns stehen 64 blaue Katastrophenschutzzelte wie man sie aus dem Fernsehen kennt. Hinter uns Fahrradteile: Rahmen, Felgen, Sattelpolsterungen, Lenker, alles quer durcheinander.

Carole Reckinger

Aladin, Mitte vierzig, glattrasiert und kahlgeschoren, kommt aus dem Niger und lebt seit drei Jahren in Rosarno. Am Anfang hat er sich ein kleines Zimmer in der Stadt gemietet, aber bald konnte er sich die 150 Euro pro Monat nicht mehr leisten. „Hier in Italien gibt es keine Arbeit, keine Häuser, die man sich leisten könnte. Das Leben hier ist schwer“, erzählt er. Aladin hatte jahrelang in Libyen als Mechaniker gearbeitet und gut verdient. Regelmäßig konnte er zurück nach Niger reisen, um Zeit mit seiner Familie zu verbringen. „Obwohl es mir gut ging, habe ich all diese Jahre nach einem Weg nach Europa gesucht“. Nach dem Sturz Gaddafis 2011 war auf einmal der Seeweg frei. Er bezahlte einen Schlepper für die Überfahrt. Mit etwa 1550 anderen, davon etwa 350 Frauen und 100 Kinder, wagte er die gefährliche Reise. Wegen eines Motorschlags dauerte die Überfahrt 4 Tage statt weniger als 24 Stunden. Zu essen und zu trinken hatten sie bald keines mehr, und viele Menschen starben. „Wie viele genau weiß ich nicht. Mehr als 100, vielleicht mehr als 200. Die italienische Marine fand uns auf hoher See und brachte uns nach Sizilien“.

Bittere Orangen

Nach einigen Monaten Arbeitssuche in Neapel und anderen Städten ist Aladin in Rosarno, Kalabrien gelandet. Die 15000 Einwohnerstadt Rosarno in der fruchtbaren Ebene von Gioia Tauro ist



► Bis zu 6 Personen teilen sich ein 4x5 Meter großes Zelt.

ein Landwirtschaftszentrum für Zitrusfrüchte und gilt als eine der Hochburgen der berüchtigten kalabrischen Mafia, der *'Ndrangheta*. Bis Anfang der 90er Jahre verdienten auch die Einheimischen von Rosarno ihren Lebensunterhalt mit Feldarbeit. Dann kamen die billigeren Kräfte aus den ehemaligen Ostblockstaaten und später auch aus Afrika. Zwischen Oktober und März pflücken etwa 2000 Saisonarbeiter Orangen und Mandarinen zu einem Hungerlohn. 25 Euro für zehn bis zwölf Stunden Arbeit, minus drei Euro für den Transport zur Plantage. Manchmal wird nach Kisten bezahlt. Das bringt einen Euro pro Kiste mit 22 Kilo Mandarinen. Bei Orangen sind es 50 Cent pro 22-Kilo-Kiste, das entspricht etwa 2 Cent pro Kilo. Die meisten finden aber nicht jeden Tag Arbeit. Seit kurzem erhalten Orangenplantagen in Kalabrien

ihre EU-Subventionen abhängig von der Anbaufläche, anstatt vom Ertrag. Es scheint deshalb oft lukrativer, die Orangen an den Bäumen zu lassen, selbst wenn man illegale Arbeiter zu Sklavenlöhnen für die Ernte einsetzt. Zudem drücken Billigimporte aus Südamerika die Orangensaftpreise.

Die Obst- und Gemüsewirtschaft in Südeuropa hat einen hohen Bedarf an irregulären Saisonarbeitern. Dass diese in den Orangenplantagen Rosarnos für einen Hungerlohn arbeiten und manchmal fast wie Sklaven leben müssen, ist spätestens seit Januar 2010 bekannt. Nachdem ein Afrikaner mit Schussverletzungen ins Krankenhaus eingeliefert worden war, versammelten sich hunderte afrikanische Arbeiter, um gegen diesen Gewaltakt zu protestieren. Mit tatkräftiger Unterstützung

der *Ndrangheta* veranstalteten einige Einwohner Rosarnos eine regelrechte Hetzjagd auf Dunkelhäutige. 67 Menschen wurden dabei verletzt, die große Mehrzahl davon waren Afrikaner. Mehr als 1000 afrikanische Wanderarbeiter mussten unter Angriffen und Demütigungen wie „Raus aus der Stadt, ihr beschissenen Neger! Genug der Affen!“ aus der Umgebung flüchten. Nach einem kurzen Aufschrei in der Presse über die „Blutorangen aus Kalabrien“ wurde es schnell wieder still um Rosarno.

Vier Jahre später geht die Ausbeutung weiter wie zuvor. Bagger haben mittlerweile die alten stillgelegten Fabriken, in denen die afrikanischen Arbeiter vor 2010 gelebt haben, niedergeworfen. Etwa 5 Kilometer außerhalb von Rosarno wurde in einem Industriegebiet mit öffentlichen Geldern die Zeltstadt errichtet, in der wir gerade sitzen. Hier gibt es Platz für etwa 384 Menschen, wenn 6 Personen sich das 4x5 Meter große Zelt teilen. In den Wintermonaten leben hier mehr als 1000. Diejenigen, die keinen Platz in einem Zelt finden, bauen sich Notunterkünfte aus Karton und Plastik. Die Zeltstadt wird mittlerweile nicht mehr betreut - es sollte kein Geld mehr geben - und die Männer sind auf sich selbst gestellt. Die Zelte sind mittlerweile fast alle kaputt und es regnet hinein. Mit Plastiktüten werden die Zelte notdürftig abgedichtet. Der Müll stapelt sich hinter dem Camp.

Jetzt im Sommer leben etwa 50 Menschen in der Zeltstadt. Viele afrikanische Wanderarbeiter ziehen je nach Saison von Arbeit zu Arbeit; denn Italien hat viele „Rosarnos“. Von Juli bis September ernten sie Tomaten in Apulien, dann ernten sie Oliven in Apulien oder Kalabrien; im November kommen sie zurück zur Zitrusernte in die Piana di Gioia Tauro bei Rosarno. Einige Männer wie Aladin bleiben das ganze Jahr über in Rosarno. Während der Sommermonate gibt es wenig Arbeit hier, aber sie haben nicht genug Geld um weiterzureisen oder keine Kontakte

um anderswo eine Arbeit zu finden. Die Sommertage sind lang, die Stimmung gedrückt und die Arbeitssuche für viele vergeblich. Sie sitzen im Camp und schlagen die Zeit tot. Hauptthema unter den Männern sind Winter wie Sommer Arbeit und Papiere. Viele verfügen über eine Aufenthaltsgenehmigung, einige haben humanitäres Bleiberecht oder politisches Asyl. Einige warten auf ihren Flüchtlingsstatus, andere haben keine Papiere. Aber eigentlich scheint es egal zu sein was für Papiere oder Status sie haben. Sie sitzen alle zusammen in der

„Wie soll ich denn nach Hause gehen ohne Papiere, ohne Geld?“

Zeltstadt. In der Theorie haben Flüchtlinge in Italien Anspruch auf soziale Betreuung und medizinische Versorgung. Aber in der Praxis fehlen staatliche Hilfsstrukturen, und auch Flüchtlinge mit Aufenthaltsstatus sind darauf angewiesen, jegliche Arbeit anzunehmen, um zu überleben.

„Ich will meiner Familie keine Sorgen machen“

Die Sonne hat ihren höchsten Stand erreicht. Es ist Zeit für das Mittagsgesetz, das oder den Zuh. Die Gruppe muslimischer Männer steht auf und bewegt sich Richtung der selbstgebauten Moschee, die größtenteils aus Plastikplanen besteht. Wir gehen zwei Zeltreihen weiter zu Jennifers Restaurant. Die 37 jährige Ghanaerin ist eine von drei Frauen im Zeltlager. Sie versucht zu überleben mit dem Verkauf einiger Lebensmittel und einem kleinem Restaurant. Sie sitzt wie immer im Eingang ihres blauen Zeltes und kocht. Heute gibt es Fufu, ein fester Brei aus Maniok und Kochbananen, serviert mit einer Fischsoße: ein Nationalgericht in Ghana. 2 Euro pro Teller.

Auf einem Plastikstuhl vor ihrem Zelt sitzt Babu, Anfang 30. Er ist sehr

still und hat seinen Blick gesenkt. Vor ihm steht eine Flasche Bier. Seine Frau sei vor 6 Wochen nach kurzer Krankheit in Gambia verstorben, berichtet er. Er konnte nicht zur Beerdigung gehen weil er in Rosarno festsitzt. „Wie soll ich denn nach Hause gehen ohne Papiere, ohne Geld?“ fragt er verzweifelt. Seine Kinder würden jetzt bei den Eltern wohnen. Babu erzählt, dass er immer sagt, es sei alles in Ordnung, wenn er zu Hause anruft. Wenn ich die Wahrheit sagen würde, würde sich meine Familie nur aufregen. „Ich will ihnen keine

Sorgen bereiten. Sie haben schon genug Probleme“. Mittlerweile ist Aladin vom Zuh Gebet zurück und hat sich neben uns gesetzt. Er spricht kein Englisch und man merkt, dass er normalerweise nicht zu Jennifers Restaurant kommt, wo Alkohol verkauft wird, und vor allem englischsprachige Afrikaner sitzen. Die Verständigungssprache zwischen Babu und Aladin ist Italienisch, welches beide fließend sprechen. „Aber auch wenn man zu Freunden oder Bekannten in der Heimat ehrlich ist und sagt das Leben sei nicht einfach, kommen sie dennoch nach Rosarno oder Europa, weil sie einem nicht glauben“ fügt Aladin hinzu. „Erst wenn sie hier sind, sehen sie, dass wir nicht gelogen haben“. „Meine Familie ist in Afrika. Wenn ich einen Weg finde, um zurückzufahren, dann mache ich das“ sagt Aladin. Baba schaut hoch und stimmt ihm zu. ■

Carole Reckinger arbeitet seit 2012 mit den Anthropologen Gilles Reckinger und Diana Reiners am Projekt www.bitter-oranges.com, das vom 2. Dezember bis 28. Januar 2015 im CCRN (Luxemburg-Grund) zu besichtigen ist.

(1) Alle Namen in diesem Artikel wurden geändert.